

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1935

8 (24.2.1935)

Der Führer

AM SONNTAG

Folge 8 / Jahrgang 1935

Sonntag, 24. Februar 1935

Zeilen im Februar

VON KARL BURKERT

Nie und nimmer wird der Februar drinnen in den lauten, fahigen Städten so voll Ahnung, so geheimnisreich sein, wie draußen auf den Dörfern. Und nie und nimmer wird er draußen auf den Dörfern so närrisch, so fäh, so bunt und so sorglos sich gehaben können, wie in den menschenurchwimmelten, lichtstimmernden Nächten einer großen Stadt.

Für den Bauern ist er der Hornung: Das gehörte Wild wirkt das Geweih ab. Der gemagerte Dachs schlief mit blinzeln Augen aus seinem noch schneebedeckten Winterloch hervor und schnuppert in die Lüfte. Der Fuchs spürt seltsame Triebe unter seinem zunderroten Rauchmantel, schweift die Kreuz und quer durch die Höler und klettert und klettert vom Abendläuten bis zur Hahnkrast. Die Hasen haben es satt, nur immer in den langweiligen Moosnestern zu liegen, krauchen aus dem Busch, hoppeln mit schelmhaft hängenden Köpfen über die noch immer beschneiten Felder, suchen sich ein kleines, molliges Herzgespiel und vergessen Jäger und Hund und Meie.

Die Wälder erwachen aus ihrer winterweissen Verschlafenheit, aus ihrer tiefen, schweigenden Schwermut, regen die Wipfel und reden. Der Schnee fällt nassend vom Geäst. Der erste feine Wind streicht kofend durchs Bestämme und stört den Eichtater aus seinem Kofel. Nur ein paar schattenseltige, tannensfinstere Hänge liegen noch frostbarrend da und sagen, sie tun nicht mit. Aber alle die anderen Bäume kimmern sich nichts darum und schwingen nur immer froher. Es taut, brünnelt, und rieselt; es knack, quillt und tropfelt. Allerorts saugende, bebende Lüfte. Sonderbar, sonderbar.

Die längste Nacht ist nun schon eine ganze Weile verschollen. Das Futrad rollt und rollt. Jedweden Morgen kimmert es eine Zeile höher. Leise und schüchtern wachen am Abend die Tage. Die niedergehende Sonne durchfunkelt märchenhaft, traumvoll das schütterte Geträne der Eiden, und die fischenschwarzen Bergkämpfer gleiten goldüberspannen und fellig in den Abend hinein. Die Waldsterne, Gottes Gedächte, ziehen über ihnen auf, aus ewigen Gründen, mit ihrem blühenden, herztrophischen Friecken.

Und die Jumen in den Strohlocken fangen an, ganz sachte zu brümmeln, und nicht lange mehr kann es dauern, und sie wagen den ersten Flug. Die tausendköpfige Hasel am Dorftrand schwingt ihre duffigen Zweige, die lichtgierigen Gräser wippen sich da und dort durch die feuchtbraunen Ackerhöhlen, und überall, überall unter dem modrigen Dürrelaub, unter dem Rasen schlagen die kleinen, zarten, ungeduligen Blumenherzen.

Ahnung liegt in der Luft, gnadenvoll ferne Ahnung. Die Bauern in ihren dumpfen Stuben ergreift es. Und wenn der laue Mitternachtswind draußen am lockeren Laden rüttelt, werfen sie sich unruhig auf ihrem rauhen Lager herum, und dann träumen sie von den Flügel. Die Flügel aber träumen von den aufgerissenen Furchen und von dem starken Erdboden, der, schleiernd wie Weihrauchswolken, in die Sonne dampft.

Aber weit von den Dörfern sind die großpulsenden, volkreichen Städte mit ihren unendlichen Steinfronten, mit ihren Domen und Mäntern, mit ihren erzenen und marmornen Denkmälern, ihren verschachtelten mittelalterlichen Gassen und raumweiten, windüberfriesenen Plätzen, mit ihren vielen winterlich verschatteten Tagstunden, ihrer spätmächtlichen, unheiligen Lichtgrelle, mit ihren Muffen und Schauspielen, mit ihren hundertfach gespaltene Weistern. Und diese Städte wissen von

Hornung nichts. Fasching, sagen sie. Und das ist ihnen ein hochföliches Wort. Ein Wort wie eine tiefrote Zauberlampe. Alle die Stadtleute berückt es.

In der Zeit, wo noch kaum ein rechtsschaffener Sonnenstrahl bis auf den Straßengrund gelangt, wachen sie plötzlich auf aus ihrer ewiggleichen, harten Arbeitsfron. Steinenge und Sonnenlosigkeit ist plötzlich vergessen. Vergessen alle Dürftigkeit des Lebens, alle Sorge, aller Druck und alles Klirren und Dröhnen der maschinenfurrenden Industrie. Und nun wollen sie auf einmal mit entseelten Wünschen und Sinnen hinaus über ihre noch nebelverdüsterte Welt. Wollen hinaus in das Lichtreich der Vorfrühlingsonne.

Und nun fangen sie an zu tanzen. Immerzu um die Zauberlampe tanzen sie herum. In allen Sälen fangen die Geigen. Alle Säle sind mit eins in blühende, buntschwirrende Frühlingswiesen verwandelt, und darinnen wogt fort und fort ein lachender, rauschender Ringelreihen von übermühtigen, lebensstollen Menschen. Hochauf jauchzt die Freude. Unbändig, randvolles Glück flimmert aus wohlfeilen, trügerischen Gold- und Silberstoffen; unsagbar lustig wehen die spinnenwebdünnen Gewänder. In Weischen- und Fliederduft eingewölkt zittern die blühenden Herzen.

Närrisch sind diese Faschingszeiten. So närrisch wie nichts auf der Welt. Und schön sind sie, wunderschön, geheimnisvoll schön. Und glücklich sind sie. Glücklich über das bishigen Seidenplunder, den man sich rasch für ein paar Groschen gekauft. Wie ein Irrlicht taumelt man zwischen all den süßhauchenden Nachtblüten herum. Zwischen verschühterten und lähnen Augen. Zwischen tiefroten und ganz zartfarbigen Wangen. Immer wieder fällt man in Liebe, leise, kleine Hände.

Die Seligkeiten fliegen einem nur so an den Hals. Jetzt eine kleine Zerline. Ein sittiges, beschiedenes Blumenmädchen ist sie bei Tage, ängstlich, heikel und berührungsscheu. Aber nun auf einmal wird sie fast ein Endchen fed. Die weichen Walzertaste prickeln ihr im Blute, und drei Schlüfchen von einem dünnen Wein hat sie getrunken. Nun schwebt ein nie gekanntes, seliges Gefühl durch ihre kindlich-zage Seele. Noch eine halbe Stunde im Saal, und dann quillt es aus ihrem kleinen, dummerhaften Herzen wie ein vogeldurchflogener, übervoller Mai. Zärtlich schmiegt sie sich in deinen Arm hinein. Mit weifernen, träumenden Augen schaut sie zu dir empor, und dann haucht sie plötzlich so leise, daß du es nicht hören sollst, haucht sie plötzlich: „Ich liebe dich!“ — Wen oder was sie liebt, das wird sie vielleicht selbst nicht wissen. Aber solch ein kleines, blondes Unheil wird dir noch manchmal begegnen, denn all die fabelhaft hübschen Pierretten und Kolombinen sind auch nicht eben von Holz und Lieben und Leiden nicht viel anders.

Und solch ein: Ich liebe dich! kann man hernach lange nicht mehr vergessen. Man trägt es mit sich wie eine ganz seltene, tiefdunkelrote Nase, und immer wieder muß man an den jungen, zarten Mund denken, der es einmal halb träumend gesprochen. Wie eine leise, dunkelringende Geigenlaute schwingt es noch lange in uns fort. Die Erinnerung daran bedeutet Lebenserhöhung, bedeutet Innigkeit und Glück. Glück, wie es der sonnenüberjegnete Haselstrauch empfindet, wenn die Februarlüfte durch seine Zweige harfen.

Und noch lang — die befördernden, fast unwahrscheinlich fröhlichen Tanzfeste sind wie ein Nachtput vermehrt — muß du an die sanfte, kleine Zerline denken. Noch weit



Aufnahme von Astrid v. d. Busche

Mit dem linken Fuß aufgestanden!

Es gibt gute Sprichwörter, an die man sich ruhig halten soll, denn meist stammen sie von unseren Urvätern, die gut mit dem Leben Bescheid wußten. Aber es gibt auch böse Sprichwörter und mit so einem hat es heute unser kleiner Peterle zu tun. Er ist mit dem linken Fuß heute morgen zuerst aus dem Bettchen aufgestanden und meint nun, das sei ein böses Zeichen. Und gerade weil er das meint, geht ihm wirklich alles schief. Was so einem kleinen Jungen alles passieren kann, zeigen unsere Bilder auf Seite 6. Aber sie zeigen gleichzeitig, daß nicht das dumme Sprichwort dran schuld war, sondern nur der kleine Peterle selbst, der an so ein böses Sprichwort geglaubt hat. Wenn wir im Leben aufpassen und uns bemühen, alles richtig und ordentlich zu machen, dann können wir ruhig auch mal mit dem linken Fuß aufstehen!

in die Mitternachtsstunde lächelt sie die hinein. Lächelt noch, wenn schon all der holde Zauber wieder vom Gewöhnlichen überwältigt und begraben ist. Dann finkt man zurück, und dann färben sich die Gedanken. Dem einen mit einem zärtlichen Nizantblond, dem anderen wieder anders.

Alle, alle träumen. Träumen von den unsterblich schönen Walzerweisen, vom weichen, verdeckten Klang einer Frauenstimme; träumen von leisen, schmalen Händen. Wie Gold und Perlen glänzen die verwischenen Tage in uns fort. Diese Tage mit ihrer Erdenluft, mit ihrer Torheit und Gnade.



Von der



Schwarzwalduhr



Zum Radio

Die Sabawerke (Schwarzwälder Apparate-Bauanstalt August Schwer Söhne-Villingen) eine der führenden deutschen Firmen der Radioindustrie, können in diesen Tagen ein Doppeljubiläum begehen: Hundert Jahre sind seit der Gründung des Schwer'schen Unternehmens ins Land gegangen und seit 30 Jahren steht Hermann Schwer als Betriebsleiter an der Spitze des Unternehmens. Ein Besuch in den Sabawerken vermittelt einen interessanten Einblick in den Werdegang des Rundfunkgerätes. Der nachfolgende Bericht dürfte daher das besondere Interesse unserer Leser finden.

Ein grauer Wintertag liegt über der Schwarzwälder Hochebene, da uns der Weg zu den Sabawerken nach Villingen führt. Draußen am Rande dieser aufstrebenden Stadt liegt das langgestreckte schmale neue Gebäude, der Schwarzwälder Apparate-Bauanstalt August Schwer Söhne, um das sich noch ein halbes Dutzend alter Gehäuflichkeiten gruppiert und so ein Bild der feilen Aufwärtsentwicklung dieses Unternehmens gibt. Wenige von den Tausenden und aber Tausenden, die täglich im Badnerland an ihrem Lautsprecher sitzen, wissen, daß droben im Hochschwarzwald einer der größten Betriebe

Schwer seinem Sohn Hermann, der gelernter Uhrenmacher ist, die Leitung des Geschäftes. Seine praktische Ausbildung hat er auf der Fachschule in Furtwangen erweitert. Er hat es als Betriebsführer der väterlichen Fabrik nicht leicht, der Schwierigkeiten Herr zu werden, wie sie in dem Jahrzehnt vor dem Weltkrieg die Industrie auf dem Schwarzwald zu befehen hat. Er weiß sich jedoch der Lage anzupassen, indem er die Fertigung ausrichtsvoller Metallwaren der Fabrikation der angestammten Erzeugnisse angliedert. Es liegt im Wesen Hermann Schwer's begründet, daß er neu aufkommende Erfindungen auf ihre Perspektiven lieber zu beurteilen weiß. Es ist das Verdienst Hermann Schwer's, der Anfertigung von Rundfunkgeräten in einem Großwerk auf dem Schwarzwald eine der angesehensten Produktionsstätten der deutschen Radioindustrie geschaffen zu haben. Unmittelbar nach dem Weltkrieg verlegte er seine Fabrik von Triberg nach dem benachbarten Villingen. Hier entwickelte sie sich in wenigen Jahren zu dem großen Unternehmen, dessen mächtige Werkbauten der Reisende der Schwarzwaldbahn kennt.

Vom Kopfhörer zum Superhet

Hier in der sogenannten „Walzmühle“, die längere Zeit als Lazarett eingerichtet war, und zu Werkstätten umgewandelt wurde, entstehen anfangs der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts die ersten Kopfhörer. In den Kinderjahren des Rundfunks, im Jahre 1924, werden bereits 75 000 Kopfhörer im Monat hergestellt. Geht man durch die heutigen ausgedehnten Fabrikräume, da findet man noch viele unter der Belegschaft, die diese Anfangszeiten des Rundfunks miterlebt haben. Glück-

und Förderanlagen ausgerüstet sind. Wenn man bedenkt, daß unter Umständen ein einziges Staubföhrchen, welches während der Fabrikation zwischen die Platten eines Drehkondensators oder in den Spalt des dynamischen Lautsprechers gekommen ist, das völlige Verlegen des Empfängers hervorrufen kann, dann wird man verstehen, daß das Empfangsgerät ein paar hundert Prüfstationen durchläuft, ehe es nach der Schlussprüfung in den Versandraum wandert. Fast tausend Einzelteile sind in dem Sabagerät enthalten. Jeder von ihnen muß eine elektrische und mechanische Prüfung durchmachen bis er in die Montage-Werkstätten kommt.

zum fertigen Apparat. Da werden die Geräte abgestimmt und elektrisch geprüft, nach dem Einsetzen der Röhren über die Fabrikfender bestimmte Meßpunkte der Eichung nachgeprüft, und gleichzeitig orientierende Versuche über die Gesamtverstärkung vorgenommen. Schließlich erfolgt die Schlussprüfung vor dem Versand der Apparate mit tatsächlichen Fernempfang. Als wir durch die Lautsprecherabteilung gehen, da klingt uns Nachmittagskonzert des Stuttgarter Senders entgegen, und da wir die letzte der unzähligen Prüfstationen passiert haben, da stehen draußen an dem Rampen der Fabrik bereits die Wagen und verladen die Geräte nach allen Teilen des



Hermann Schwer

der deutschen Radioindustrie setzen sich hat. Dieses Unternehmen ist eng mit der heimatischen Scholle verwachsen. Das geht besonders deutlich aus der Geschichte der Sabawerke hervor, die in diesen Tagen auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblicken können. Der Begriff der Schwarzwälder Präzisionsarbeit fand seinen ersten sichtbaren Ausdruck in der „Schwarzwalduhr“. Erfindertische Veranlagung, Baufreude und Arbeitstreue vereinigen sich, um jene oft gepriesene Tradition industriellen Schaffens zur Entwicklung zu bringen, die dem Gewerbetreibenden auf dem Schwarzwald seine eigene Note verleiht.

Von der Werkstätte zur Fabrik

Blättern man in der Geschichte der Sabawerke so stellt man fest, daß im Jahr 1835 Benedikt Schwer zu Triberg eine eigene Werkstätte für den Bau von Zeitmessern einrichtete, die sich günstig entwickelte. Die Spezialität der kleinen Fabrik machten die sogenannten „Jodeler“ aus, eine kleine Uhrensorte, die sehr beliebt ist. Ein redner Lüftler, erfindet Benedikt Schwer eine ganze Reihe von Vereinfachungen und Verbesserungen, im Prozeß der Uhrenherstellung. So geht sein Name in die Annalen der heimischen Gewerbegeschichte über. Einer der Söhne dieses Benedikt Schwer, August, übernimmt das väterliche Geschäft und baut es tatkräftig aus. Er greift entschlossen die Anfertigung neuer Uhrensorten an, stellt bald aber auch andere Fabrikate der Feinmechanik her, da auf dem Uhrenmarkt vor allem infolge der amerikanischen Konkurrenz harte Krisen sich geltend machen. August Schwer erwirbt sich um die Vaterstadt Triberg, in der sein Geschlecht seit vielen Jahrhunderten ansässig ist, große Verdienste und wird von ihrer Gemeinbewerksamkeit zum Ehrenbürger ernannt. 1905 übergibt August



Konstrukteur Dipl.-Ing. Leinhold bei Versuchen

fröhlich erzählen sie von der prachtvollen Entwicklung des Werkes, „ihres Unternehmens“, an der sie durch ihre Hände Arbeit Anteil haben. Vom Kopfhörer zum Superhet, also zur Spitzenleistung des modernen Empfängerbauens, das bedeutet ein Stück Geschichte des deutschen Rundfunks. Die fabriktechnische Herstellung eines solchen Gerätes erfordert nicht nur die besten Feinmechaniker, und die präzisesten Maschinen, sondern auch weitläufige, sehr gut beleuchtete Räume, die mit Transportbändern



6 Millionen Meter Kupferdraht im Tag

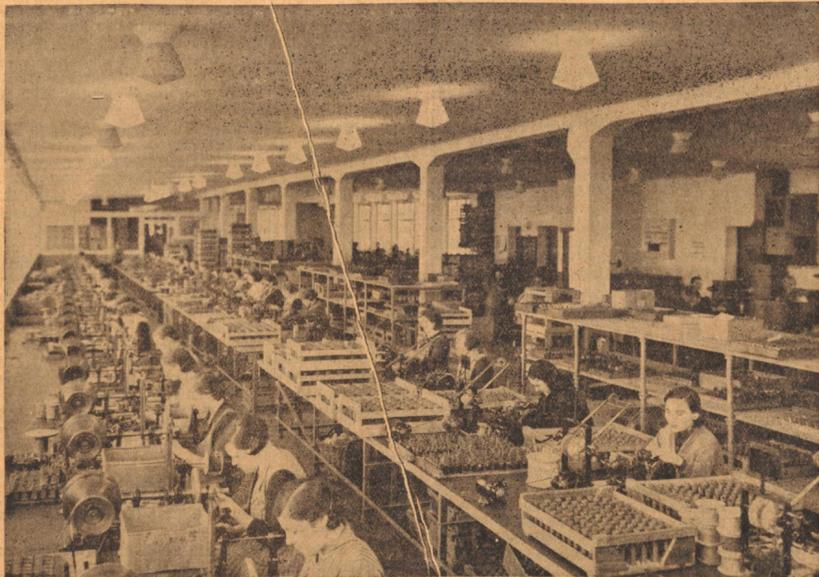
Wandern wir durch die hell erleuchteten Fabrikräume der Sabawerke, da findet zunächst die Werkzeugmacherei unsere Aufmerksamkeit. Hier sieht man, mit welcher Präzision und Feinheit die einzelnen Teilchen des Rundfunkgerätes hergestellt werden. Man staunt immer wieder über die Exaktheit der Arbeit der Spezialmaschinen und die bewundernswerte Geschicklichkeit der Spezialarbeiter. Die Fertigung der Einzelteile aus den Rohstoffen — übrigens eine Liste von mehreren hundert Produkten — nimmt den breitesten Raum in der Fabrikation ein. Es handelt sich um die Serienherstellung von Drehkondensatoren, Spulen, Drosseln, Transformatoren, Widerständen, Blockkondensatoren und Elektrolitkondensatoren, daneben andere Bestandteile wie Schalter, Drahtverbindungen, Skalen, Beleuchtungen und ähnlichem. In der Wärfelerei, die eine besondere Geschicklichkeit erfordert, sind nur Frauen beschäftigt. Es werden täglich 6 Millionen Meter Kupferdraht beim Wickeln der Präzisionsspulen verwendet, das sind Draht in einer Länge von 6000 Kilometer, die eine Entfernung von Karlsruhe bis Abofinen darstellt. Überall wird emsig gearbeitet in dem Polierraum, im Stanzraum, oder bei der sorgfältigen Montage der Apparate.

Am laufenden Band kommen die aufmontierten Lautsprecher zur Prüfzelle, wo durch Schallplattenübertragung eine Kontrolle stattfindet. Ueber tausend Prüfungen sind während des Fabrikationsganges eines Saba-Superhet notwendig, vom Rohmaterial angefangen bis

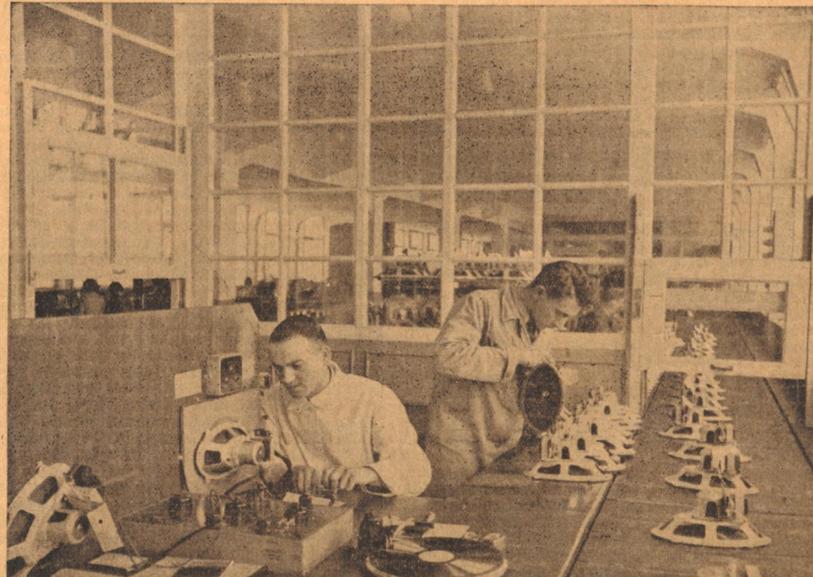
Reiches. Bei einer durchschnittlichen Belegschaft von tausend Köpfen werden täglich in der Hauptzeit 1200 Apparate hergestellt. Das sind 4 Eisenbahnwaggons, im Monat zu 25 Arbeitstagen gerechnet, hundert Waggons also drei recht stattliche Güterzüge.

Ein vorbildlicher Betriebsführer

Dieser Besuch der Saba-Werke vermittelt eine Fülle von starken Eindrücken. Wenn man durch die Fabrikräume geht und all die vorbildlichen hygienischen Einrichtungen sieht, dann hat man sofort das Gefühl, daß hier ein Mann an der Spitze des Unternehmens steht, der das Herz auf dem rechten Fleck hat. Beweist von sozialem Verständnis, für die Note und Sorgen seiner Belegschaft hat er am schönen Bodensee bei Meersburg ein hübsch ausgestattetes Erholungsheim geschaffen, in dem Arbeiter und Angestellte gegen mäßige Entschädigung die Urlaubstage verbringen können. Das bevorstehende Doppeljubiläum gibt Hermann Schwer erneut Anlaß, die Arbeitstreue seiner Belegschaft neben anderen Zuneigungen durch Stiftung einer Bücherei von 2000 Bänden zu belohnen. Betriebsführung und Belegschaft haben in schweren Tagen gemeinsam die Sorgen getragen und nun sollen alle Arbeitssameraden auch Anteil an dem Aufstieg der Saba-Werke haben. Wo ein Betriebsführer mit einer solchen Gewinnung die Führung hat, da braucht es niemand bangen zu sein, um die Zukunft dieses Schwarzwälder Unternehmens, dem man an der Schwelle des zweiten Jahrhunderts des Bestehens nur ein herzliches „Glückauf“ wünschen kann. Wdr.



Sundette von fleißigen Händen in der Wärfelerei



Die Lautsprecher werden nochmals geprüft

Aufnahme: Dr. Paul Wolff

Georg Friedrich Händel

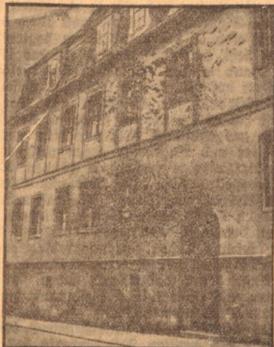
Zum 250. Geburtstag des deutschen Komponisten

Das Leben Händels steht in allem, nicht nur in der Musik, im Zeichen eines großen Tatmenschen, der mit beispielloser Willenskraft sein Schicksal zu meistern wußte. Man hat oft zwischen Bach und Händel nach einem geschichtlichen Vergleich gesucht, aber letzten Endes haben beide doch nur jenen zur Höhe des Welttruhms führenden Genies gemein; der Kampf ums Dasein, um die Muse der Musik gestaltete sich bei beiden nach Form und Inhalt grundverschieden. Außerlich haben beide das Geburtsjahr gemein, erwachsen beide auf dem Boden des thüringisch-sächsischen Stammes, fielen beide im Alter der Blindheit zum Opfer. Georg Friedrich Händel wurde am 23. Februar 1685 zu Halle a. S. als der Sohn eines „Chirurgus“ geboren, der es bis zu der einfümmlichen Stellung eines Leibchirurgen des damals in Halle residierenden Herzogs Augustus gebracht hatte. Händels Vater hatte mit 61 Jahren zum zweitenmal geheiratet



und zwar die Pfarrerstochter Dorothea Faust, deren zweites Kind Händel wurde, nachdem aus der ersten Ehe des Vaters bereits sechs Kinder vorhanden waren. Von der reichgebildeten Mutter dürfte Händel im wesentlichen das musikalische Erbgut empfangen haben.

Schon früh offenbarte sich bei Händel das musikalische Genie. Ein Spiel des achtjährigen Händel auf der Orgel vor dem Herzog von Sachsen-Weissenfels löste bei diesem eine solche Bewunderung aus, daß er beim Vater für den jungen Händel endlich einen geregelten Musikunterricht durchsetzte, obwohl der Vater der Musik ziemlich abhold war und seinen Sohn zum Juristen bestimmt hatte. Die Wahl des Lehrers, den nahezu einzigen, den Händel gehabt hat, fiel auf den tüchtigen Fr. W. Zach a.,



Händels Geburtsort in Halle

der als Organist an der Marktkirche zu Halle wirkte. Das Genie formte den jungen Händel sehr bald zu einem musikalischen Wunderkind, denn als der Vater mit seinem elfjährigen Sohn an den Berliner Hof reiste und hier Gelegenheit fand, vor dem Kurfürsten, dem späteren König Friedrich I. von Preußen, dem späteren König Friedrich I. von Preußen, dem Sohn in einem Konzert hören zu lassen, war der Kurfürst von dem Spiel des jungen Händel so begeistert, daß er dem Vater die kostlose Ausbildung des Sohnes in Italien vorschlug. Doch lehnte der Vater dankend ab, da er das Glück des Sohnes nur im Dasein eines Juristen glauben erkennen zu müssen.

Nachdem der Vater sehr bald 1697 starb und die Mutter auf die leidenschaftlich musikalischen Neigungen ihres Sohnes verständnisvoll einging, entschloß sich der siebenjährige Händel demnach zur Erlangung des väterlichen Lebenswunsches die Juristenlaufbahn einzuschlagen und ließ sich demgemäß an der Universität seiner Vaterstadt Halle als Student der Rechte einschreiben. Noch ein Jahr währte der seelische Kampf mit jenem feiner Natur fremden juristischen Beruf, dann segnete die Muse auf der ganzen Linie und Händel betrat endgültig das Forum der Musik, im Aufstieg zum Welttruhm. Eine vermögende väterliche Erbschaft erleichterte dem jungen Händel wesentlich den Entschluß, in das Reich der Musik zu ziehen und so wählte er als erstes Ziel die Stadt Hamburg, die damals in Deutschland als klassische Stätte der Musik galt. In Hamburg war es Reinhard Keiser, der dort 1678 gewissermaßen die erste deutsche Oper aus der Taufe hob und zugleich damit auch eine Blütezeit derselben einleitete. Durch den Eintritt Händels in das Hamburger Opernorchestr als Geiger verdiente er sich die Sporen praktischer Instrumentalmusik, gewann auch mit dem Theater eine lebensdienliche Verbindung.

In Hamburg lernte Händel als einflußreichen Freund Mattheson kennen, ein Universalgenie, der Komponist, Organist, Kapellmeister, Sänger und englischer Gesandtschafts-Sekretär, alles in einer Person war. Bei aller Freundschaft zwischen beiden kam es eines Tages durch Mißverständnisse doch zu einem Duell, bei dem Händel knapp am Tode vorbeikam. Beide versöhnten sich und Mattheson blieb der wertvolle musikalische und theatralische Berater Händels. In Hamburg komponierte Händel vier deutsche Opern mit italienischen Einlagen entsprechend dem damaligen Zeitgeschmack. Händels erste, 1705 in Hamburg mit gutem Erfolg zur Aufführung gebrachte Oper „Almira“ fand eine schnelle Folge in den weiteren Opern „Nero“, „Daphne“ und „Florindo“, von denen die drei letzten Partituren leider verschollen sind. Händel fühlte sich jedoch in Hamburg nicht recht heimisch und entschloß sich 1707 nach Italien zu ziehen, um dort in dem damals klassisch musikalischen Land weitere Studien zu treiben.

Drei Jahre verblieb er in Italien, schuf hier mehrere Opern, wie „Rodrigo“ und „Agrippina“ und lernte in Venedig unter anderem in der dortigen Oper einflußreiche Hannoveraner und Engländer kennen, die zum Gefolge des Prinzen Ernst August von Hannover gehörten, der in der Oper zu Venedig eine Loge

seine Hofkapellmeister-Stellung 1712 endgültig auf, um nun für dauernd nach England überzusiedeln. Einigen jetzt hier entstehenden Opern des Meisters blieb zwar ein großer Erfolg versagt, als Händel dann aber gelegentlich der Feier des Utrechter Friedens im Jahre 1713 das „Altrechter Te Deum“ komponierte, hatte er die Herzen Englands gewonnen, da man in ihm einen großen Epigonen des englischen National-Dichters Purcell zu erkennen glaubte.

Als bald nach der Berufung Händels die englische Königin 1714 starb und der Kurfürst von Hannover kraft des englischen Erbfolgesetzes den Thron Englands als König Georg I. bestieg, sah sich Händel einer begreiflichen königlichen Ungnade gegenüber. Händel war aber Diplomat genug, sich die Gunst des Königs wieder zu erörtern, was ihm mit einer zu Ehren des Königs komponierten Serenade gelang, die unter der Bezeichnung „Wasser- und Luftmusik“ eine besondere Berühmtheit erlangte. Als der König eine Wasserfahrt auf der Themse machte, überreichte man ihm mit der Händelschen Serenade, die der König sofort als vom Weite Händels erkannte. Graf Kielmannsegg bemühte sich für Händel, um die Ausöhnung mit dem König, der den Meister denn auch wieder in seine Gunst nahm, ihm ein großes Jahresgehalt aussetzte und mit dem Musikunterricht der königlichen



Händel als Knabe — Nach einem alten Stich

unterhielt. Diese Verbindungen wurden für Händels späteren, sein Leben und Wirken bestimmenden Aufenthalt in England entscheidend.

Angesichts zahlreicher Einladungen einflußreicher Gönner aus England reiste Händel bald nach London, um hier in 14 Tagen die Oper „Alinda“ zu schreiben, die in der Thelwellstraße mit außerordentlichem Erfolg in Szene ging. Nach kurzem Aufenthalt in Hannover gab er

Kinder betraute. In London versuchte Händel nun mit königlicher Unterstützung dem Opernleben einen neuen künstlerischen Auftrieb zu geben, so daß von 1720 ab eine stattliche Zahl neuer Opern von Händel zur Aufführung kamen. Wenngleich diese Opern zum Teil einen glänzenden, sich über ganz Europa erstreckenden Ruf erlangten, schloß der etwa siebenjährige Zeitraum von Händels Londoner Operntätigkeit dennoch mit einem schweren wirt-



Das Grabmal Georg Friedrich Händels in der Westminsterabtei zu London

schäftlichen Zusammenbruch des Opern-Unternehmens, wobei Mißgunst unter der Künstlerschaft und unsauberer Wettbewerb keine geringe Rolle spielten.

Unerrätliche Aufregungen hatten des Meisters Gesundheit schließlich soweit untergraben, daß er einem Schlaganfall erlitt, der seine rechte Seite lähmte. Wie ein Wunder kam es dennoch zur Heilung. Händel entsagte von 1740 ab gänzlich dem Theater und widmete sich stattdessen nur noch kirchlicher Musik, die in ihrer einzigen Größe seine Unsterblichkeit begründen sollte. Die Epoche seiner großen weltumspannenden Oratorien begann so spät, daß Händel seine weltberühmten Meisterwerke erst im Alter von 56 bis 66 Jahren schuf. Der Siegeslauf seiner Oratorien setzte im Jahre 1741 mit seinem „Messias“ ein, den er in 24 Tagen vollendete. Volle Begeisterung wurde den Oratorien des Meisters zunächst noch nicht entgegengebracht. Diese Tatsache veranlaßte Händel auch, die Erstaufführung des „Messias“ nicht in London, sondern in Dublin vorzunehmen, wo er richtig auf besseres Verständnis für seine Kirchenmusik rechnete. In Dublin hatte er 1741 mit seinem „Messias“ vollen Erfolg und ein Jahr später einen solchen auch in London.

Angewendet von aller Operntätigkeit huldigte Händel jetzt nur noch den Oratorien. Er pflegte seine Oratorien in den Konzerten selbst zu leiten, die ihm neben vielen Ehren und Ruhm, auch reichen Gewinn eintrugen. Schon im Jahre 1751 sah er sich von Blindheit bedroht, und zwei Jahre später verlor er das Augenlicht völlig, was ihn jedoch nicht hinderte, seine Konzerte dennoch zu dirigieren. Am 14. April 1759 schloß Händel zu London die Augen für immer. Obwohl das englische Volk den großen Dichters bis auf den heutigen Tag als einen seiner Söhne betrachtet hat und ihm in dem Pantheon seiner großen Männer, der Kathedrale von Westminster, ein Denkmal errichtete, war Händel ein Deutscher, nicht nur von Geburt, sondern auch in seinem innersten Wesen nach. Denn er verkehrte, gleich seinem großen Zeitgenossen Bach, den deutschen Typus, der in den Epochen der Musikgeschichte sich immer wieder erneuerte und bestimmend für die Gestaltung ihrer Höhepunkte wurde.

Der Knabe Lützow / Ein Märchen von Sepp Schirpf

Die Sonne ist aufgegangen. Strahlen reiten durch Gräser und Blumen. Silberne Funken sprühen aus dem Tau. Hei! Die Straalen! Sie überrennen den Garten, den mächtigen Gutshof. Leuchtend steht er in den Hiebeln ihrer blauen Klängen. Jetzt sind sie am Herrenhaus. Durch die Scheiben stoßen sie, sehen die Vorhänge in Brand, brechen in eine wilde Landsturm von Kissen und Tüchern. Dort liegt in der Vorpostenkette des Schlosses, der Feind. Ein helles, freigeschobenes Gesicht in dunklem Pöckelwald. Die Straalen faheln ab. Vorwärts schleichen sie an, halten still. Was ist das? Dort über dem Bettchen hält ein Engel Wache. Gelassen lächelt er in ihr Tun hinein. Weiter! Ha! Ein riesiges Schwert verlagert den Weg. Nicht unter des Engels Bild geschützt, hängt es an der Wand. Eine federnde Straalenklinge legt darüber. Die Straalen grinsen. Hol! Wie wild laufen sie drüber weg. Das Holzschwert brennt nicht. Aber in schmerzlichen, schwarzen Kinderbuchstaben dunkelt ein Name auf: Adolf Lützow. Hurra! Attacke auf Adolf Lützow!

Schon ist die Vorpostenkette überannt, der dunkle Wald in Brand und Glanz gekleidet. In Adolf Lützow ist Alarm. Tore öffnen sich: Augen und Mund. Lachen dem Feind entgegen. Ein kleiner Winkelried reißt er tausend Sonnenpeere zusammen in die jauchzende Knabenbrut und blutet lauter Licht. So springt er in den Tag, der weicht. Kopfüber stürzt er ins Wasserbecken. Die abspritzenden Tropfen sprühen wie Funken. In glühenden Perlen schaut er sich selbst. Der Mutter Ruf ist wie der einer Göttin. Wunderbare Dinge legt sie dem Knaben hin, der breit in der Luft des gefunden Hungers sitzt. Endlich hinaus! In die Heide, die mecklenburgische Heide. Abenteurer werfen sich zügelnd. Will, der Wolf wirft die Pfoten in den Freund, feuert ihn in seine wilden Sprünge. Die Gänge reden erschittert die jauchzenden Hälse zu zornigem Festhalten. Adolf packt ihre Schnäbel zusammen, schüttelt so ihren Angriff ab. Ins wegelagernde Hünerovoll wuchtet er wie eine Bombe. Der feisenden Magd, der er den Futterreimer aus der Hand gestirmt, schneidet er eine Frohe. Während Willi die zornigen Fänge in seine Fersen schlägt, windet er sich durch die Stäbe der Gartenpforte. Dann, herzhende Sprünge über Beet und Busch, Griff und Klappe flanke über Hag und Strauch. Weiter über den Breitsack gehend, den Steilhang auf mit allen Vieren — und da liegt sie, die lachende, rauschende Heide. Ein Pfingst blüht im braunen Acker. Unter einer Knäppelkieser hocken Knechte mit mampfenden Bäden. Ein abgeschirrter Gaul ist verloren in blühender Weite. Adolfs Wildheit hat sich plötzlich verflüchtigt gelegt. In seinen

Augen jedoch ist gefährliches Feuer. Plötzlich liegt er dem Pferd wie ein Tiger am Hals, erwischt es bei der Mähne, schwingt die Beine nach hinten und sitzt, indes das Pferd sich schäumend stellt. Aber er zwingt es nieder, um sich gleich darauf seinem wilden Galopp hemmungslos hinzugeben. Adolf Lützow raht über die Heide. Die Knechte fluchen; einer nimmt den Weg unter die Beine, um im Herrenhaus zu melden.

Der scharfe Mist schneidet die Welt entzwei. Die Welt und das Leben der Stuben und Räume ist dahin. Pferderrücken, Heide, Wald und See tauchen in sein unbändiges Knabenblut, geben ihm Raum, machen es zeitlos — jung! Aber Adolf fühlt, nein, er weiß es, jauchsend über allem verunkelten Schultriften — das ist nur Anfang. Jagen und in der Welt, in der Zeit ist die Feuerlose, die ihn aufnimmt, die ihn glühend fengt und brennt, die seine Vernichtung will. Ein Wirbel von Qual und Lust fast ihn. Er arretiert ihn mit einem Schrei, der wie Zukunft in den Lüften wabert: Horridoh!

Und siehe: Nach diesem Schrei verwandelt sich die Heide. Kein Pfäffchen regt sich mehr. Die Vögelin verstimmen. Kein Tierlein raschelt mehr geheimnisvoll im Laub. Der Schlag des Spechtes verbumpt unheimlich. Graue Wolken übersehen den Himmel. Wirgen die Sonne ab. Das Pferd steht. Dicht am Waldbrand unter einer uralten Eiche. Noch einmal wirft es den Kopf und ein unglücklich angestimmtes Gemieher durchflirt die Stille. In diesem Augenblick flammte eine mächtige Lohse durch den Wald. Adolf, die Fäuste im Mähnenhaar, lächelt ihr verzerrt entgegen. Sein Herz trommelt. Er fürchtet sich wie vor etwas selbigen Vernichtendem, das man nicht fürchtet.

Da tritt ihm aus der Lohse ein Reiter entgegen. Das Pferd ist ein stolzer, feiner Vollbluttrappe. Mit kräftigen Beinen in den Bügeln über ihm ein eben so schwarzer Reiter. Die das Lebendig willige Leben glitzern silberne Schmirre in schwarzem Todestuch. Adolfs Blick aber ist zunächst gefangen von den Pistolen am Sattelgurt. Dann gleiten seine Wände gierig zum Regen, dessen fälschlicher Griff aus schwarzem Schiefer wie etwas unendlich Vergewaltigendes anblitzt. Das Gesicht des Reiters steht zu blendend, als daß er es hätte lassen können. Aber der seltsame Tschako erregt ihn. Er ist hoch. Und schwarz wie das Kleid. Er trägt eine einzige Zier. Die ist noch rätselhafter als alles. Es ist ein an den Säumen ausgemietetes Kreuz aus Eisen in blühender Silberfassung. Im unteren Balken flammte wie Blut immer wieder die Jahrzahl 1813 auf. Und jetzt schrieb man das Jahr 1795. Plötzlich steht

der Reiter dicht vor ihm. Vor nicht erhaben, gar nicht wie einer, der aus der Lohse geworden, sondern wie ein Kamerad. Er lächelt gutig. Wie aus dem innermenschlichen Erlebnis aller Kämpfe, die die deutsche Welt gekostet. Ein kurzes, klirrendes Geräusch. Der Säbel an der Seite ist fort. Kein — dort der dunkle Reiter hält ihn in der starken Faust. Im gleichen Augenblick schallen tausend Hölzer durch den Wald. Die Klänge überschlagen sich. Es überschlagen sich die Hölzer. Ein Versteinen, Knarren, Splintern ist im Wald, wie, keine, noch so wilde Jagd es vermocht hätte. Die Augen des schwarzen Jägers schlagen Blitze. Sturm wütet in mächtigen Baumtrömmen. Ueber die Heide segt er wie schäumende Flut. Alle Tiere sind los. Maßlos gehetzt brechen sie dahin. Aus der Sonne stürzen goldene Ritter auf die Ungetümme der Wolken, die göttig auseinanderbrechen. Ueberall ist Licht, Jubel, Kampf, Knarren, Menschen, Schrei. — Da hat der schwarze Jäger dem Jungen Adolf Lützow das Schwert hinübergereicht. „Kamerad“ hat er noch lachend gerufen, dann ist er lodern in die Büsche gebröchen.

Der Rärm ebbt ab. Aber in der ganzen Heide ist ein verglimmendes Aufsehen: Kamerad — Kamerad. — Adolf springt vom Pferd, trägt mit ehrfürchtigen Händen das Schwert, das er heilig empfing, durch die mecklenburgische Heide. Demütig tragt das Noß hinterher. Der weiten kommt ihm ein suchender Kaufe entgegen. Der weicht vor dem verklärten Knaben zurück. Am Hofort steht der blasse Vater, die weinende Mutter, die Schwester und die Brüder voll flackernder Frage in den aufgerissenen Augen. Auch sie geben dem zauberhaften Knaben den Weg frei. Wall seiner Beklemmung magt der Freier dem Sohne zu folgen. Er sieht, wie der Knabe das Holzschwert über seinem Bett herunterstößt, wie er es lächelnd über's Knie bricht, sieht den Namen „Lützow“ splintern. Ihn ist, als perlebe sein eigen Herz. Nun hängt das rätselhafte Schwert, das der Knabe wie ein Heiligtum empfangen und getragen, unter dem Bild des Engels. Die Lohse, die leuchtender als Sonne aus dem Schwerte bricht, umfängt den Engel, der sieglhaft zu leuchten beginnt. Auf dem Schiefer des Knaben liegt es wie Blut-schlein.

Der Freier wandt erschittert hinüber in sein Studio. Dort öffnet er die Chronik. Blätter. Da ist das nächste, das weiße Blatt. Ganz oben steht in kräftiger Schrift Anno 1795 —

Des alten Lützows Feder vermag kein anderes zu schreiben als dies:

Deutschland!

Es ist nicht gerastet!

Eine Geschichte aus dem Arbeitsleben von Erich Grisar

Dicht neben dem Geleise der Zechenbahn erhob sich der neue Wasserbehälter. Wohl acht Meter über der Erde rechte sich die schlante Tragkonstruktion, die von der dicken Angel des Behälters mächtig überragt wurde. Eine Nietkolonne war eben dabei, die breiten Kesselnieten in die Nieslöcher zu treiben. Der Nietler sah im Innern des Kessels. Nur das kaum unterbrochene Klattern des Niethammers zeugte seine Gegenwart.

Draußen, auf einem schwanken Hilfsgerüst stand Hein. Seine Aufgabe war es, die Niete, die ihm der Nietwärmer, der mit seiner Feldschmiede unten auf der Erde stand, zuwarf, aufzufangen und vorzubehalten. Sissi. Ein rotglühendes Niet flog in hohem Bogen durch die Luft. Einen Augenblick lang rappelte es in der breiten Schnapptüte, in der Hein es aufgefangen hatte, dann griff er schon mit der Zange danach und steckte es in ein offenes Loch der Kesselwand. Er hatte noch nicht Zeit gehabt, die Zange wegzulegen und den Vorhänger vor das Niet zu legen, als aus dem Kesselnern schon das Klattat des Niethammers erdröhnte. Ein letztes ägerndes Nachklappen, ein Brüllen, das „fertig“ bedeuten konnte, dann hatte Hein die Schnapptüte schon wieder in der Hand und während die Kesselwand unter kurz abgesetzten Hammerschlägen, mit denen der Nietler einen blanken Stahlborn in das nächste Nietloch trieb, erzitterte, flog das nächste Niet bereits nach oben und sah einen Augenblick darauf schon in dem durch den Dorn aufgeweiteten und geglätteten Loch.

Ohne Pause ging das. Hein hatte kaum Zeit, mal einen Blick auf die Schachtabanten zu werfen, die sich keine hundert Meter von der Baustelle erhoben. Keine Zeit hatte er, aufzublicken zu der phantastischen Höhe der neuen Wasserbehälter, die neben der neuen Kokerlei auftraten. Häufig steckte er ein Niet nach dem andern in die offene Vogreife, hielt den Vorhänger vor das Niet und schnappte, kaum daß von drinnen das „fertig“ des Nieters ertönt war, nach dem nächsten Niet. Ohne Pause. Zwischen durch schimpfte er mit dem Nietwärmer.

„Die sind ja blau, die Niete“ brüllte er herunter, wenn ein Niet nicht warm genug war. Oder er brummte was von Blumentrost, aber das war Uebertreibung; denn angebrannte Niete schickte der Junge gar nicht erst nach oben, und Hein sagte es auch nur, um überhaupt etwas zu sagen, nicht um die Arbeit seines Kollegen zu beauftragen.

Weiter ging die Arbeit. Niet auf Niet flog nach oben. Auf den umliegenden Bergen heulten die Stienen. Die Nietkolonne kimmerte sich nicht um sie. Sie hatte Afford. Erst wenn das letzte Niet geschlagen war, durfte sie Feierabend machen. Da zählte mit kurzem atematischen Gehen eine Werkstoffomotive über den Zechenplatz. Mit flottem Tempo lautete sie an der Baustelle vorüber. Hinter sich hatte sie eine lange Reihe Waggons. Mit Grubenholz beladen. Ein Wagon war etwas breit geladen, wie es dem Nietungen schien, der einen Augenblick von seinem Feuer zurücktrat, um den Zug vorbeizulassen.

Vielleicht hatte das Holz sich auf dem Transport verschoben. Es konnte auch eine Täuschung sein. Doch der Wagon war wirklich etwas breit geladen, denn kaum war er in die Nähe des Wasserbehälters gekommen, da packte das vorklebende Ladegut auch schon den vorderen Masten des Hilfsgerüsts und riß ihn um.

Hein, der gerade die Schnapptüte in der Hand hatte und auf ein neues Niet wartete, hatte eben noch Zeit, die Schnapptüte loszulassen und mit der Hand den Dorn zu packen, den der Nietler eben durch die Kesselwand trieb. Da polterte das Gerüst auch schon zur Erde.

Arbeiter liefen zusammen und blickten, während die Lokomotive langsam weiterfuhr, zu dem zappelnden, nur an dem dünnen Dorn sich klammernden Arbeiter herauf, der nichts zu seiner Rettung zu tun mußte, als laut zu schreien.

Der Nietler, der ohne eine Ahnung dessen, was geschah, in dem Behälter sah, wunderte sich, daß kein neues Niet seinen Kopf durch die Kesselwand steckte. Dann hörte auch er das Schreien. Er preßte die Nase platt und blickte durch ein offenes Nietloch. Er sah aber nur die Hand Heins, die immer noch den halb nach innen ragenden Dorn festhielt. „Ich soll im wohl den Dorn durchreiben“, dachte der Nietler. „Weiß der Teufel, was er damit will“ und schon setzte er den Luftschammer an, um den Dorn ganz durch das Loch zu treiben.

Hein spürte das Zittern des langsam vorrückenden Dorns in seiner Hand. Noch fester klammerte er sich an diesen, seinen einzigen Halt, der doch im nächsten Augenblick schon kein Halt mehr sein würde, der mit ihm niederstürzen würde auf das drohende Geleise unter ihm, wo sich unterdes ein Dutzend Arbeiter versammelt hatten, die gespannt nach oben blickten.

„Man müßte ein Sprungtuch haben“, sagte einer. „Oder eine Leiter holen“, meinte ein anderer. „Der hält sich ja doch nicht, bis die Leiter da ist“, meinte ein Dritter. Trotzdem ging einer fort, um eine Leiter zu besorgen.

Hein schrie unterdes noch lauter als vordem. Aber der Nietler hörte nur das Klattern des auf dem Dorn herumtanzenden Niethammers. Er schlug vorsichtig, denn er wollte nicht, daß er mit einem Klack durch das Loch schoß und Hein, der den Dorn sicher auffangen wollte, mit dem überstehenden Grat die Hände auftrieb. Der Döpper malte bereits einen runden Kreis auf der Kesselwand rund um das Loch, doch der Dorn steckte immer noch darin. Er hatte zuviel Grat geholt und der Nietler mußte erst einen zweiten Dorn holen, um ihn ganz durch das Loch zu treiben. Das war Heins Glück, denn nun hatte er Aussicht, noch einige Augenblicke länger da oben zappeln zu dürfen, ehe er mit zerfurchten Gliedern auf das Bahngelände fiel.

Unten begann man unterdes Wetten abzuschließen, wie lange Hein sich wohl noch halten könne und ob die Leiter wohl noch rechtzeitig genug zur Stelle sei, um das Unglück verhindern zu können.

Unterdes war der Nietler auf den Gedanken gekommen, dem Nietler die Preßluft abzuschließen und als dieser den neuen Dorn auf den noch nicht ganz durchgetriebenen feste, an dem Hein sich mit letzter Kraft anklammerte, um ihn ganz durchzureiben, funktionierte der Luftschammer nicht. Kerkelich legte er den Hammer weg und wügend über die Unterbrechung, deren Sinn er immer noch nicht verstand, machte er sich daran, seinen Kopf durch das Mannloch im unteren Schuß des Behälters zu stecken.

Aber da hatte Hein, dem es dunkel vor den Augen wurde, den Dorn schon loslassen müssen. Und während die Umstehenden entsetzt aneinanderklopfen, um mit ihrem Körper nicht den Aufprall des fallenden Körpers aufnehmen zu müssen, fiel Hein auf einen Sandhaufen

neben dem Geleise. Es sah aus, als habe er sich nicht wehgetan, denn ehe die andern wieder zusammenliefen, um ihn aufzuheben, stand er bereits auf den Beinen und wenn er auch etwas benommen war, so hatte er doch noch Humor genug, um dem Nietler, der eben in diesem Augenblick seinen Kopf durch das Mannloch steckte, zuzurufen, er möge mal heraus- und herunterkommen und helfen, daß das Gerüst wieder aufgerichtet würde.

„Das könntest doch auch gleich sagen“, sagte der Nietler. „Ich habe immer gemeint, mit dir wäre was passiert.“

Dann gingen sie daran, die umgeworfenen Masten des Gerüsts wieder aufzurichten. Sie machten die Arbeit ganz allein, denn von den Zuschauern, die sich eingefunden hatten, als Hein in der Luft hing und mit den Beinen trampelte, als wolle er freihändig auf den Mond klettern, war keiner mehr zu sehen. Und wenn wirklich noch einer zu sehen gewesen wäre, so hätte er „keine Zeit“ gehabt. Ja, er hätte sich noch gewundert, warum er überhaupt stehen geblieben wäre; denn es war ja nichts passiert.

Das bekam auch der Monteur zu hören, der kurz darauf an die Baustelle kam und fragte, was los gewesen wäre. „D, es ist weiter nichts passiert“, sagte Hein. Und das war es ja wohl auch nicht; wie hätte sonst eine halbe Stunde später der Niethammer wieder rappeln können?

Badische Dichter: Karl Joseph Keller

Motturno

Freunde, im Sonnengeflechte,
rüstet zur Fahrt in die Nacht,
wo ihr, o Ungeheilte,
still unter Schatten erwacht.

Lasset die Wünsche, das Wähnen,
— Samen vergehendem Mond —
strent euer Lächeln, die Tränen
dem Stern, der mit Blüten belohnt.

Stumme, ihr pflanzt uns mit Milde
Blühendes fernem dem Nichts:
grüßende Schattengebilde
am Wegrand wandernden Lichts...

Das Deutsche Eisenbahn-Verkehrs-Jubiläum

Von Eisenbahn und Reisepaß

Eine kühne Vorahnung — Der Wahrtraum des Kommerzienrates — Vom Posthorn zur Trillerpfeife

Von der Nacht des Dampfes und seiner Bedeutung für das Verkehrsleben finden wir schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts in einer wissenschaftlichen Niederschrift des engl. Möndches „Baco“ bedeutsame Hinweise. Es war dem geistreichen Manne nicht beizubringen, die geheimnisvolle Macht des elementaren Dampfes für menschliche Belange zu bannen.

Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts ist aus dem märchenhaften Traume des Kommerzienrates F. J. Morpgerger-Dresden, der sich mit dem Verkehrsleben der damaligen Zeit trug, wörtlich zu lesen: „Wie schön würde es auch nicht sein, wenn durch die ganze Welt (welches aber niemals zu hoffen) eine amicable Korrespondenz zwischen Nationen und Nationen sein sollte, wenn Europäische Potentaten sich bemühten mit denen Afrikanischen und Barbarischen Prinzen ein solches Abkommen zu treffen, daß die mutuelle Handlung zwischen beiderseits Untertanen in Schwung käme; was würde solches nicht denen Künsten und Wissenschaften vor Aufnehmen bringen, wie würden die Commercia und Handwerkskünste nicht dabei florieren, die Natur in ihren dreien Reichen, und was der allweise Schöpfer vor Schätze in dieselbe gelegt, besser können untersucht und die Ehre seines Namens ausgebreitet werden.“

Wenige Jahrzehnte später fuhr der gelbe Postwagen der Thurn- und Taxischen Post durch die aufblühenden deutschen und welschen Lande und brachte die Reiseflüchtigen, die mit Reiseflecken und Reisepaß versehen sein mußten, in einem 12- bis 16-Km.-Std.-Tempo an ihren Bestimmungsort.

Die Bilder am Fuß zeigen den erforderlichen Reiseflecken und Reisepaß; letzterer im Grenzland Baden zweisprachig.

Die Umgestaltung des gesamten Welt-Verkehrs-Weftens begann erst, als am 27. April 1825 die von Stephenson ins Leben gerufene erste Eisenbahn für den öffentlichen Personen- und Güterverkehr, nämlich die Eisenbahnlinie von „Stockton nach Darlington“ eröffnet werden konnte.

Fünf Jahre später waren bereits die beiden wichtigsten Plätze „Liverpool und Manchester“ durch eine, gleichfalls von Stephenson erbaute Eisenbahn, miteinander verbunden. Auf England folgten die Vereinigten Staaten von Amerika mit der Eröffnung der ersten Eisenbahnlinie „Baltimore — Ellicottis — Wilks“ im Jahre 1829.

In Deutschland wurde die erste Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth gebaut und konnte am 7. Dez. 1835 der Personen-Verkehr und sechs Monate später der Güterverkehr aufgenommen werden.

Nebenstehendes Bild, welches unserem Verfasser vom Verkehrsmuseum in Nürnberg in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt wurde, zeigt den ersten deutschen Eisenbahnszug auf der Strecke Nürnberg — Fürth am 7. Dez. 1835.

Nur noch wenige Monate trennen uns hiernach von dem Jubiläum der Inbetriebnahme der ersten deutschen Eisenbahnlinie, zu dem die Vorbereitungen schon in vollem Gange sind.

In Baden wurde bereits um das Jahr 1832 die Herstellung einer Eisenbahnlinie von Mannheim bis Basel und an den Bodensee als zweckmäßigstes Mittel zur Erhöhung des Nationalreichtums in Vorschlag gebracht, mit der Begründung, daß hierdurch Landbau, Handel und Gewerbe neue Impulse, die Landes- und Industrie-Erzeugnisse bessere Absatzmöglichkeiten

erwarb sich der großen Hemmungen und Schwierigkeiten bewußt, die ihm seine Gegner entgegenstellen würden, doch verstand er es mit großer Sachlichkeit, das Eisenbahn-Bauproblem in technischer und wirtschaftlicher Hinsicht zu entwickeln und aufzurollen.

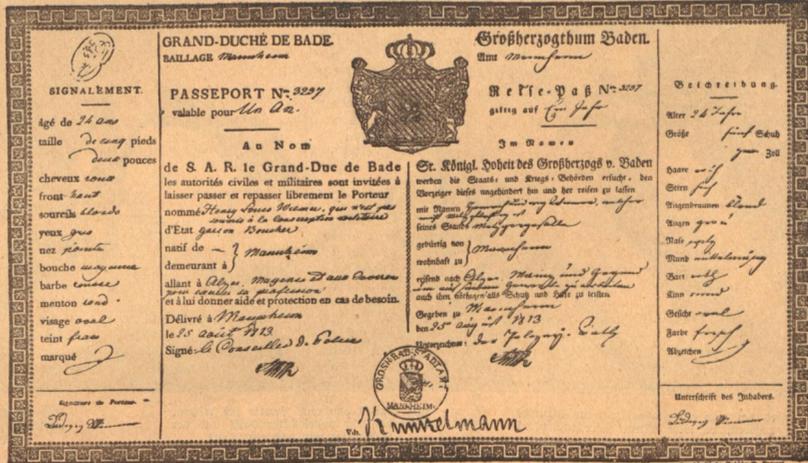
So war es denn auch möglich, daß durch höchstes Edikt des Großh. Staatsmin. v. 14. April 1836 einer neu er-



erhielten und auch der Transitverkehr der ältesten und bedeutendsten Süd-Nord-Verbindung zur vollen Entfaltung kommen würde.

Inbesondere war es der Großh. bad. Kommerzienrat A. Rehböuse, welcher die Dampfloklokomotive als die größte Erfindung des Jahrhunderts bezeichnete und für einen alsbaldigen Eisenbahnbau in Wort und Schrift eintrat.

richteten Eisenbahn-Baudirektion die Vorarbeiten zur Linienführung einer Eisenbahn von Mannheim über Heidelberg bis Basel einschl. einer Seitenbahn nach Rehl übertragen werden konnte. Im ersten Bauabschnitt konnte dann am 12. Sept. 1840 der Personenverkehr zwischen Mannheim und Heidelberg eröffnet werden, so daß auch Baden in Bälde auf eine „100jährige Eisenbahn“ zurückblicken kann. A. Sodapp.



Der Blutweg der IMIRO

Die Geschichte der großen Verschwörerorganisation auf dem Balkan Von Pan.

Er lebte anderthalb Monate länger als Tomalewsky, 578 Michailoff sein Todesurteil unterzeichnete. Dann konnte auch er die große Reise in die Ewigkeit antreten.

Geheimpaß mit den Kroaten

Sein Jahre lang war Iwan Michailoff unbeschränkter Herr der IMIRO. Er hat viele Tausende von Menschen um ihr Leben gebracht. Was hat er erreicht? Ist die Lage in Mazedonien besser geworden? Statt einer Antwort lächelnd Herr Michailoff mit den kroatischen Terroristen Pavelitsch und Petriches. Seit einigen Jahren gehen die Verhandlungen hin und her, schließlich fährt Herr Pavelitsch nach Sofia, wo er von den Mazedonern lebhaft begrüßt wird. Bei der Begrüßung allezeit bleibt es nicht. Die Herren Pavelitsch und Michailoff besiegeln ihre Freundschaft mit einem Geheimpaß. Der Dritte im Bunde ist der Chauffeur Wladan Georgieff, der die ganze Sache vermittelt hat. Die Presse ist neugierig, will Genaneres über dieses seltsame Bündnis erfahren. Iwan Michailoff lächelt: Sie werden es früh genug erfahren, meine Herren, hoffen wir, daß die Sache gut klappt. Und sie klappt ausgezeichnet. Auch die Journalisten haben früh genug vom Morddrama in Mar-seille erfahren.

Was kommt jetzt? Ante Pavelitsch und sein Mitarbeiter sitzen im Gefängnis, die IMIRO ist scheinbar entmachteter, Iwan Michailoff hat schon im Mai, also lange vor dem Attentat, aus Bulgarien flüchten müssen. In Bulgarien gehen die Komitadjis jetzt stempeln.

(Schluß)

Die Terroristenhöhle

Der Mord an dem General Protogeroff machte Iwan Michailoff zum uneingeschränkten Diktator der IMIRO. Er hat diese Geheimorganisation zu einem furchtbaren Terrorinstrument gemacht. Alle Teilchen dieses Apparates funktionieren mit beispielloser Präzision. Sehen wir uns den Betrieb der Attentäter von nächster Nähe an. Er liegt, oder lag vielmehr, bis vor einigen Monaten im Zentrum von Sofia, zwischen Ulitsa (Straße) Marie-Koutie und Boulevard Dondanoff. In diesem Viertel hat Iwan Michailoff sein berühmtes Quartier aufgeschlagen. Hier an verschiedenen Stellen sind seine heimlichen Truppen untergebracht, hier in diesem Viertel befindet sich das Waffenarsenal der Verschwörer, hier auch die Schule der Attentäter.

Die Novizen stehen unter der Fuchtel eines Unterführers und werden erst langsam in die Terroristenpraxis eingeführt. Sie machen sozusagen erst die schmutzige Arbeit: Gehen in die Cafés und in die Gastwirtschaften, um auszuforschen, Gespräche aufzuschreiben. Abends berichten sie dem Boimode das Resultat ihrer Bemühungen. Diese jungen Burschen sind natürlich nicht mit den erprobten Geheimspitzeln der Bewegung zu verwechseln. Sie lernen noch. Erst wenn sie sich bewährt haben, dürfen sie den traditionellen Eid ablegen. Aber nicht in der Kirche. Auch den Eiden braucht man nicht mehr dazu. Iwan Michailoff ist sachlicher geworden. Das Evangelium, der Dolch und der Browning bilden nach wie vor die Eidenssymbole, aber die Handlung findet in irgendeinem schmutzigen Lokal statt, ohne jede Feierlichkeit.

In einem Café sitzen die bestellten Attentäter und warten auf einen Wink ihres Führers. Das sind die erprobten Werkzeuge des Terrors, Meister ihres Fachs. Es gibt da Spezialisten für jede Art von Attentat! Mal muß die Höllenmaschine in Funktion treten, mal muß durch ein geschlossenes Fenster oder auf ein vorbeifahrendes Auto geschossen werden, mal braucht der Terror einen ganz raffinierten Vollstrecker seiner Todesurteile. Von außen sieht so ein Kerl ganz harmlos aus. Er ist gut und sauber gekleidet und unterscheidet sich in nichts von der Umgebung. Die Komitadjis-Uniform hat man natürlich schon längst an den Nagel gehängt, so etwas trägt ein moderner mazedonischer Verschwörer nicht mehr.

Lassen wir nun den Burschen etwas näher kommen und sich Jacke und Weste ausziehen. Bitte, erschrecken Sie nicht! Sie werden bei ihm ein ganzes Waffenarsenal finden: mindestens zwei schwere Pistolen, mit je 12 geladene Patronenmagazinen, einen Leibgurt mit 100 Patronen, 5 Handbomben, zwei Dolche, ein großes Taschenmesser, 1 Flasche Gift. Mehr braucht man wohl nicht, um einen Menschen umzubringen. Wie man all diese Dinge unauffällig bei sich tragen kann? Nun, die mazedonischen Schneider in Sofia verstehen ihr Fach ausgezeichnet.

Das Los entscheidet

Da kommt schon der Boimode. Er bringt ein neues Todesurteil des „Zentralkomitees“ (lies: des Herrn Michailoff). Wer will es vollstrecken? Alle wollen es. Aber so geht das nicht. Das Los muß entscheiden. Zwei blutjunge Burschen bekommen den Auftrag, den Führer der Gegenpartei, Tomalewsky, zu beiseite zu bringen — bei einer passenden Gelegenheit natürlich. „Aber wir kennen ja Tomalewsky gar nicht“, wenden sie schüchtern ein. „Wie, ihr kennt den Tomalewsky nicht, den größten mazedonischen Verräter, den Feind unseres Führers?“ schreit der Boimode. „Also gut, ihr bekommt einen ‚Zeiger‘ mit.“ Diese „Zeiger“ sind alte Fische, die innerhalb der Bewegung genau Bescheid wissen und alle bekannten und weniger bekannten mazedonischen, serbischen und bulgarischen Persönlichkeiten gut kennen. Eine solche Persönlichkeit war auch Tomalewsky, der Chef des „Komitee jenseits der Grenze“. Dieser Herr, ein geschickter Diplomat und Journalist, verfügte über ausgedehnte ausländische Beziehungen und enorme Summen, die er nach eigenem Gutdünken verwendete. Seit 1924 stand er im härtesten Gegensatz zu Michailoff, und der Kampf nahm von Jahr zu Jahr gefährlichere Formen an. Für Tomalewsky war das Spiel in den letzten zwei Jahren so gut wie verloren. Bis 1930 wartete Wladan Georgieff, dann verhängte er die Todesstrafe über seinen Gegner.

Die Mitverschwörer von Marseille

Nun die Ausführung. Der „Zeiger“ mußte erst, da keine andere Vorstellung möglich war, den beiden Attentätern die Photographie Tomalewskys zeigen und unterrichten sie über die Gewohnheiten ihres Opfers. Dann

schrritten die beiden zur Ausführung der Tat. Nach zwei Tagen glaubten sie Tomalewsky endlich erwischt zu haben. Wenigstens sah der Herr, der da auf der Straße in Sofia ruhig seines Weges ging, genau wie Tomalewskys Bild aus. Also, losjagen! Der Herr ist sofort tot. Aber es war nicht Tomalewsky. Einem anderen, völlig unschuldigen Menschen wurde das Lebenslicht ausgeblasen.

Iwan Michailoff ist wütend. „Diese Stümper!“ schreit er. „Diese Idioten! Wie kann man unschuldige Menschen auf der Straße töten! Solche Blamage! Das Todesurteil muß aber dennoch vollstreckt werden. Den Auftrag bekommt jetzt ein ganz gewiegter Bursche: Wladan Georgieff, der Chauffeur Iwan Michailoffs. Wladan Georgieff? Ja, es ist derselbe, einer der Helfer von Mar-seille, der Verschwörer gegen den jugoslawischen König Alexander I.“

Noch sind wir jedoch nicht so weit. Vorerst muß Wladan Georgieff den Todesandidaten Tomalewsky ins Jenseits befördern. Er hat schon eine lange Praxis hinter sich — darum die Bevorzugung. Und Wladan geht ganz anders zu Werke. Er kennt Tomalewsky allzu gut, um nicht zu wissen, daß eine Ermordung auf offener Straße ausfichslos ist. Tomalewsky bleibt beharrlich zu Hause, er hat keine Lust, sich den Augen seiner Landsleute auszuliefern. Dohem wird er von zwei treuen Leibgardisten gut bewacht, auch draußen in seinem Garten hat er zwei Wächtposten aufgestellt.

Das alles weiß Wladan Georgieff. Was tut er? Er mietet ein möbliertes Zimmer im Nachbarhaus, einer Herrschaftsvilla. Der Villenbesitzer hat noch nie in seinem Leben möbliert vermietet, aber die IMIRO will das, er muß sich füßschweigend fügen. Wladan bekommt ein Zimmer in dem Häufgen, der an Tomalewskys Garten grenzt. Hinter seinem Fenstervorhang kann er Tomalewskys Garten gut beobachten. Endlich! Eines Morgens geht Tomalewsky in aller Frühe in den Garten. Schließlich muß man doch ein bißchen Bewegung und frische

Luft haben. Er geht auf und ab, die Wächter sind ebenfalls auf dem Posten. Sie alle ahnen nicht, wie nah der Mörder ist. Plötzlich ein fürchterlicher Knall, noch ein zweiter, dritter... Fenster scheibeln klirren, Tomalewsky sinkt getroffen zu Boden. Eine Stunde später hat er das Zeitliche gesegnet. Wladan Georgieff wird verhaftet, er stellt sich sogar selbst den Behörden zur Verfügung. Die Gefängnisstrafe ist nur eine Formalität für Wladan. Er respektiert sie einige Monate, dann kehrt er eines Tages den Gefängnismauern den Rücken und wird Auslandsfürst der IMIRO.

Erpreßte Geldmittel

Tomalewsky war tot, doch das zweite Mitglied des „Komitee von jenseits der Grenze“, Bajdanoff, lebte noch.



Peterle ist heute morgen (wie unter heutiges Titelbild jetzt) mit dem linken Fuß zuerst aus seinem Bettchen aufgestanden. Das gibt sicher einen Unfallschlag — Pflegen die großen Leute zu sagen. Und wirklich, schon beim Frühstück klappt es an: die Kaffeetasse fällt um und es gibt einen großen Bruch auf Martin's höchstem Blumentisch. Und als Peterle nachher ein bißchen „rollern“ geht, da fällt er um und nicht nur der schöne Koller ist kaputt... --

Mit dem linken Fuß aufgestanden!



Aber Mutter schimpft nicht! Sie trüffelt ihr kleines Peterle und sagt ihm, daß das mit dem „linken Fuß aufstehen“ nichts zu tun hat, sondern daß Peterle eben an diesem Tag nicht recht aufwacht hat. Ein rechter Junge läßt sich nicht durch dumme Sprüche erschrecken, sondern haut sich selbst auf, daß ihm auch an einem Tag nichts passiert, an dem er mal mit dem linken Fuß zuerst aufgestanden ist!



es hat auch ein großes Loch im Strumpf gegeben, da wird Mutter sicher schimpfen!

Mit dem Teddy hat Peterle sich trüffelt, aber, ach, ein ungehobler Griff und der Teddy hat nur noch ein Bein!

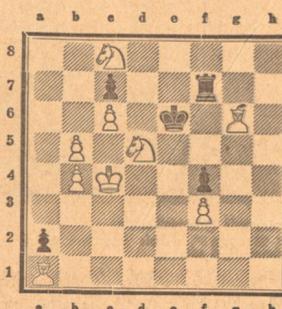
Und am Nachmittag entgleist auch noch die elektrische Eisenbahn und die Lokomotive geht dabei kaputt... --

Bildstudie von Astard u. d. Busche

Badisches Schach

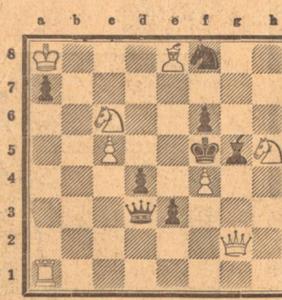
Folge 8 — 24. Februar 1934

Problem Nr. 7
F. Brenner, Köln
23. 2. 3. 1934



Matt in 2 Zügen

Problem Nr. 8
F. Mehenauer, München
23. 2. 3. 1934



Matt in 2 Zügen

Wiener Partie

gespielt in der 3. Runde des Berliner Meisterturniers
Weiß: D. Koch, Schwarz: Bogoljubow

1. e2-e4 e7-e5
2. f1-c4 e6-c6
3. e6-c4 e8-g8
4. d2-d3 f8-e7
5. f2-f4 d7-d6
6. e4-c2 e5-c4
7. 0-0 e4-c4
8. f4-g5 c7-c6
9. g1-g2 e5-c4
10. a2-a3 e4-c4
11. c1-f4 d6-d5
12. e4-c2 e6-c6
13. e3-d4 e7-c5
14. d4-d5 f7-f5
15. f1-f3 d5-d4
16. d5-c6 f8-e8
17. b3-b4 e5-c6
18. e4-d5 e7-c4
19. f4-d2 e6-c4
20. a1-e1 e8-f5
21. f8-f5 e7-c6
22. f5-f2 f6-f4
23. f2-f1 e6-d4
24. e3-c4 e5-f8
25. c2-c4 e4-d3
26. d2-f4 d5-d4
27. c4-c5 f8-c5
28. e4-c5 e6-c6
29. e1-d1 a7-a5
30. h1-g1 a5-a4
31. f1-e1 f8-a5
32. d1-d2 f5-f6
33. f4-g3 f6-g5
34. e1-d1 g8-f7
35. g3-f2 e8-d8
36. g1-f1 g7-e6
37. f2-g3 d8-f8
38. f1-e2 a4-a3
39. d2-a3 e5-e4

Anmerkungen

- 1) Der theoretische und übliche Zug ist hier f5.
- 2) Beseitigt das Sorgenkind auf der e-Linie und ermöglicht den wichtigen Vorstoß des d-Bauern.
- 3) Mit diesem versteckten Zug übernimmt Schwarz endgültig das Kommando; Weiß macht von jetzt ab nur noch Verteidigungszüge bis zum bitteren Ende.
- 4) Ein wichtiger Schlüsselpunkt, der mindestens die Qualität einbringt; die geht natürlich nicht wegen des Matt.

Aus der Schachwelt

Bergangen Sonntag sieg der schon lange erwartete Kampf der beiden Karlsrüher Ortsrivalen „Karlsruher Schachklub“ und „Schachklub Rössel“. Beide Mannschaften mußten an den Spitzenreitern mit Erfolg antreten. Erwartungsgemäß gab die größere Kampferfahrung des Karlsruher Schachklubs den Ausschlag. Mit 7 1/2 zu 16 1/2 Punkten mußte sich der „Rössel“ geschlagen geben.

Das Greenhorn

Von Karl Sanit.

Der viel reißt, kann viel erzählen. Wer weit reißt, kann weit mehr erzählen. Und wer zweimal um die Welt gefahren ist, kann erzählen, daß sich die Balken biegen. Aber Reisen gilt heute nicht mehr so viel wie früher. Dazu ist das Reisen zu bequem geworden. Wer Geld hat, kann reisen. Und Glubbe hat Geld.

Glubbe fuhr nach Afrika. Glubbe diente sich einen Afrikaführer. Der Führer war ein alter Schwemjäger und ein Mann aus Eisen. Glubbe war das Gegenteil. Einmal Tages standen sie vor einem verlockenden afrikanischen Zwerge. Glubbe wollte darin baden. Der Führer hatte Bedenken. „Glauben Sie, daß Schlangen hier sind?“, fragte Glubbe. „Schlangen?“ „Ja, Giftschlangen oder Riesenschlangen?“ „Ausgeschlossen. Hier ist weit und breit keine Schlange.“ „Dann sehe ich keinen Grund, warum ich hier nicht baden soll“, meinte Glubbe, wirft die lästige Kleidung ab und springt mit einem lauten Plump ins Wasser.

Glubbe badet zehn Minuten. Glubbe kriecht langsam wieder heraus. Der Abschied von der angenehmen Wärme des Sees ist ihm schwer. Mit einem letzten wehmütigen Blick betrachtet er noch einmal den stillen See. Dunkle Baumstämme treiben oben auf.

„Wie kommen eigentlich diese Baumstämme in das einsame Wasser?“ „Welche Baumstämme?“, fragt der Führer. Glubbe deutet auf die mächtigen dunklen Stämme. „Dort“, sagt er, „und da und dort.“ Der Führer hebt die Büchse. Zielt und schießt auf einen der dunklen Flecken. Im Augenblick ist der See belebt. Weltaufgeregte Rachen karrten in die Luft, Riesenschwänze peitschten das Wasser, die Baumstämme sind lebendig geworden. „Wie Sie sehen, sind das Krokodile“, meint der Führer ruhig, „sie sind auch die Ursache, daß hier keine Schlangen sind. Diese niederträchtigen Vieher sind so verhungert, daß sie alle Schlangen weggefressen haben.“

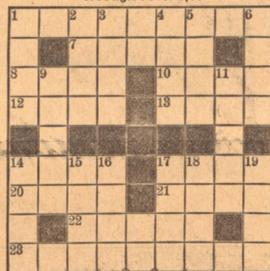
Der verschlafene Selbstmord

Der Steuerexekutor Johann Nyhoff aus Neutra hatte das Leben satt, und er sann nun auf eine sichere und schmerzlose Art, den Staub des Jammerlaes von den Füßen zu schütteln. Zu diesem Zwecke flog er in den Ferienort, der von Neutra nach Tyrnau führt. Und als sich der Lebensmüde in aller Ruhe niedergelassen hatte, nahm er die 25 Tabletten ein, die ihn ins Jenseits befördern sollten. Es war ein starkes Schlaf- und Betäubungsmittel. Johann Nyhoff hatte sich den Verlauf des Selbstmordes so gedacht, daß er unterwegs an irgendeinem abgelegenen Orte der Strecke aussteigen und sich auf freiem Felde in den Schnee legen würde. Dort gedachte er dann einzuschlafen und nie wieder zu erwachen. Leider schloß der Steuerexekutor schneller ein, als er sich vorgenommen,

nämlich noch in dem fahrenden Zuge. Der Mann schlief auch noch, als der Zug längst sein Endziel erreicht hatte. Der Schaffner wollte den Schläfer wecken. Es gelang nicht. Ein Arzt wurde herbeigeholt. Auch er war machtlos. Da schaffte man den schlafenden Steuerexekutor ins Spital. Hier glückte es denn auch bald dem fangenswerten Angriff aller in Frage kommenden Chemikalien, Johann Nyhoff ins Bewußtsein zurückzurufen. Die Vorgeschichte dieser hartnäckigen Schlaferei mußte er nun berichten. Aber über die Gründe seines Lebensüberdrußes hat er nichts verraten. Man wird wohl niemals Genaueres darüber erfahren. Felt hebt nur, daß Johann Nyhoff für eine Weile von seinen selbstmörderischen Gedanken geheilt worden ist. Dafür hat das allgemeine Gelächter gesorgt...

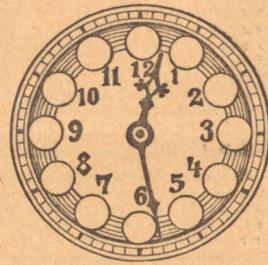
Rätsel

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter
a) von links nach rechts: 1. Deutschstüber, 7. Meerquart, 8. Weißfisch, 10. deutsche Universität, 14. überlieferte Erzählung, 13. Buch der Bibel, 14. Polster, 17. Saustier, 20. Gemüß, 21. aphattiger Strom, 22. Grenzfluß zwischen Schleswig und Holstein, 23. Baderort in Bayern;
b) von oben nach unten: 1. Nummer, 2. Sperlingsvogel, 3. Gemäßer, 4. griechische Göttin, 5. Blume, 6. Stadt in Rußland, 9. biblische Männergestalt, 11. Wohnort an der Mosel, 14. deutsche Münze, 15. kleines Gerüst, 16. ägyptische Gottheit, 17. Großwilde, 18. Bodenerhebung, 19. Feldgenosse.

Zifferblatträtsel



An Stelle der Ziffern des Ziffernblattes einer Uhr sind Buchstaben derart zu setzen, daß die Zeiger bei ihrer Umkehrung Wörter von folgender Bedeutung bilden:

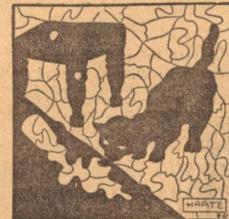
- 1 — 3 Artikel, 2 — 3 Fürwort, 2 — 5 Laubbaum, 4 bis 6 räumliches Maß, 4 — 7 Empfindung, 5 — 6 Nahrungsmittel, 5 — 7 Befristung, 5 — 9 Schwager, 6 — 8 weiblicher Vorname, 7 — 8 hinweisendes Wörtchen, 7 bis 10 Zierde der Gesellschaft, 9 — 11 altdeutsches Getränk, 9 — 12 weiblicher Vorname, 10 — 12 griechischer Buchstabe, 12 — 2 Abfchiedswort, 12 — 3 Blutgefäß.

Auflösungen:

Kreuzworträtsel: a) 1. Sage, 4. Dalm, 7. Adom, 8. Alma, 9. Udine, 11. Es, 13. Eohn, 15. Arie, 17. See, 18. Aft, 19. Aue, 21. Aft, 22. Del, 23. Delta, 25. Wein, 26. Gau, 27. Aft, 28. Reis; — b) 1. Zapisstanz, 2. Gen, 3. Emben, 4. Hania, 5. Aie, 6. Wagnerismus, 10. Koen, 12. Aft, 14. Del, 16. Bas, 20. Eene, 21. Aier, 23. Dis, 24. Aie.

Zifferblatträtsel: a) Weide, Feder, Dorn, Damm, Stein, Sonne, Ranne, Aneel, Aote, Wein, Oern, Reiber, Rarm, Enge, Aft, b) Zeide, Feder, Horn, Damm, Fran, Lonne, Lanne, Engel, Aote, Rein, Atern, Reiber, Rarm, Aneel, Aft.

Wörterrätsel: Hageholz.
Reizwort: Bild quer von links betrachten. Der Körper des Fuhrmannes verläuft parallel mit der unteren Kante des Bildes.



Unter Aufschwarzspiel: Hageholz.

Lustiges Allerlei

Ihre Auffassung



„Sag, schöne Maste, glaubst du auch an eine elektrifizierende und blickartig zündende Kraft der Liebe?“ „Selbstverständlich, wenn genügend Draht vorhanden ist!“

Humor des Auslands

Ein guter Trost

Fremd: „Nun, hat die Redaktion der Zeitschrift etwas von deinen Einwendungen verwertet?“
Schriftsteller: „Jawohl — das Rückporto!“

Gut ausgerechnet

Dame: „Ich möchte etwas Theaterkonfekt kaufen. Ist das Schauspiel, das heute gegeben wird, lang?“
Verkäuferin: „Etwas ein halbes Pfund, gnädige Frau!“

Ein Schläuer

„Wie kommt das, Müller — gestern nachmittag nahmen Sie sich Urlaub, weil Sie zum Doktor mußten, und

eine Stunde später sehe ich Sie in einem Bierlokal mit einem Herrn Karten spielen?“
Kommis: „Das war der Doktor!“

Zeitiger Grund

„Herr Rechtsanwalt, ich möchte mich scheiden lassen!“
„Dazu müssen Sie einen triftigen Grund haben!“
„Dabe ich!“
„Welchen?“
„Ich kann eine bessere Partie machen!“

Ein Prachstück

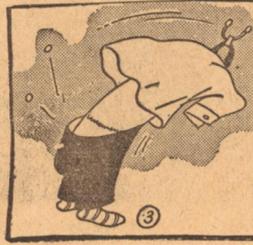
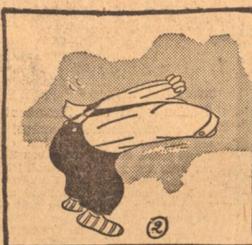
„Ist die Sichtweite dieses Feldstechers auch groß?“
„Kolossal! Wenn zum Beispiel ein Gegenstand näher liegt als zehn Kilometer, so sehen Sie denselben hinter sich!“

Stark benebelt



„Nee, nee, wenn ich doch nur wüßte, was mit meinem Kopf los ist!“

Adamson
ist
zerstreut



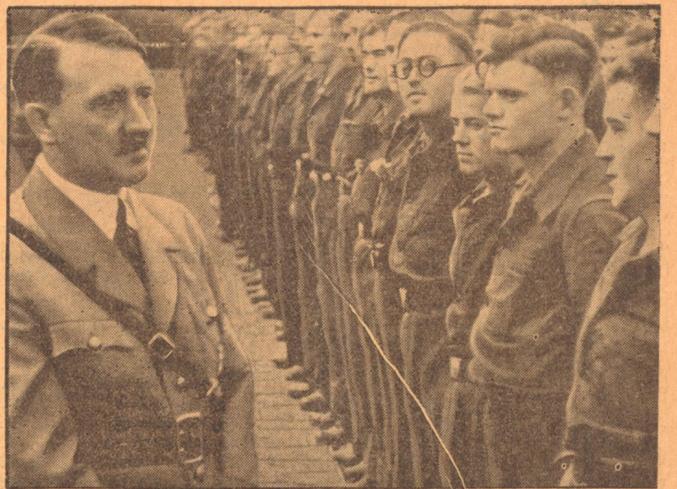
Bilder der WOCHE



Das „Münchener Kind“ beim „Röfische Jung“
Die Münchener Karnavalsgesellschaft feierte bei der rheinischen Metro-
pole einen Besuch ab zur Feier eines gemeinsamen, gut gelungenen
Karnavalfestes. Die Röhler hatten es sich nicht nehmen lassen, zu
Ehren ihrer bayerischen Gäste eine Nachbildung der beiden Türme
der Münchener Frauenkirche zu errichten.



Eine Saargedenkmünze
Das Böhmerische Hauptmünzamt prägte zur Zeit nach einem Entwurf
des Medailleurs Karl Goez diese Gedenkmünze zur Saarrückgabe-
ung.



Der Führer im Gespräch mit Jungarbeitern
Ein Bild aus dem Film „Triumph des Willens“, der die historischen Ereig-
nisse des letzten Reichsparteitages festhält.

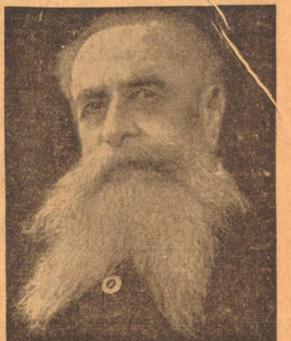
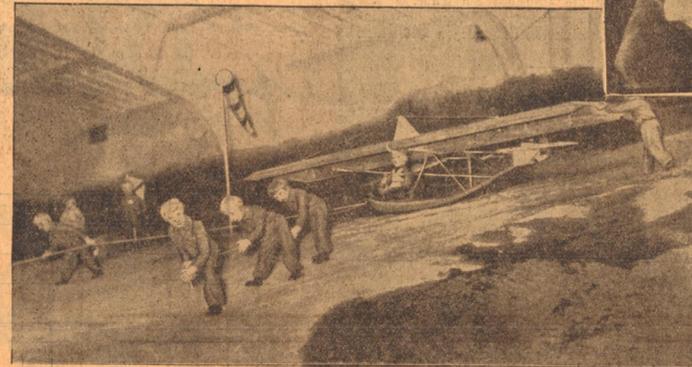


Karl Friedrich Gauß
Am 23. Februar jährt sich der Todestag
dieses berühmten Mathematikers. Gauß
und Pfaffers zum achtzigsten
Jahre Gauß erlangte bekanntlich gemeinsam
mit Weber den Telegraphen, der eine Um-
wälzung in der gesamten Medientechnik
gebracht hat.



Ein Spaten von symbolischer Bedeutung
Auf der Internationalen Automobil- und Motorradausstellung in
Berlin wird an einem Ehrenplatz der Spaten angelegt, mit dem der
Führer am 23. September 1933 den Bau der Reichsautobahnen
eröffnete.

Eine neue Zunft: Fliegerhandwerker
In Berlin wurde erstmals eine Ausstellung eröffnet, die als Wettbewerb für die
Gestaltung von Fliegerzeugen gedacht ist. In Verbindung mit diesem Wettbewerb
wird dann die Fliegerhandwerkerzunft geschaffen, die alle Arbeiter, die sich mit
der Fliegerei befassen, aufzunehmen hat. Unser Bild zeigt von dieser Ausstel-
lung die verfeinerte Nachbildung eines Segelflugszeugers.



Vizeadmiral Wischenborn †
Im Alter von 86 Jahren starb in Kiel
Vizeadmiral a. D. Richard Wischenborn.
Wischenborn war ein Vorkämpfer der deut-
schen Kriegsmarine und der deutschen Ko-
lonialpolitik. Auf seinen Bericht war es
schonzeitig zurückzuführen, daß Bismarck
seine Seebeförderung für Ludwigs Erwer-
bungen in Südwestafrika erließ.



Steve Damas beim Training
War Schmidts Gegner im Weltmeisterschafts-Auswei-
dunskampf, der amerikanische Schwergewichtler Steve
Damas, hat nach seiner Ankunft in Hamburg sofort
Kampfbereitungen aufgenommen.



Abessinier rüftet!
Die letzten italienischen Maßnahmen gegenüber Abessinien haben in diesem letzten
noch unabhängigen Lande Afrikas große Erregung ausgelöst. Wiederholt ist es zu
Demonstrationen gekommen, von denen unser Bild einen Ausmarsch mit Speeren
bewaffneter Abessinier zeigt.



30 Jahre Simplontunnel
Am 24. Februar sind dreißig Jahre seit dem Durchbruch des Simplon-
tunnels vergangen. — Unser Bild zeigt die Tunnelöffnung bei Jussy.



Sinks:
Balkontischen vom Rennboot aus
In den Seebädern Kaliforniens, das fei-
nen Winter kennt, wird jetzt ein neuer
Sport getrieben. Beim Rennen von Rennbo-
ten muß der Ruderer eines jeden Bo-
tes einen der über der Rennstrecke schwe-
bend aufgehängten Luftballons mit einem
Speer treffen. Das Rennen geht über eine
bestimmte Anzahl Runden, in denen jeder
ein Ballon getroffen werden muß.

Rechts:

Beschwindende Kapitalgesellschaften
Eine der Forderungen des Nationalsozialis-
mus im Wirtschaftsleben ist bekanntlich die
Erhebung der unpersonlichen Kapitalgesell-
schaften durch die Verstaatlichung des Ein-
zelunternehmers. Berücksichtigt man die
Wirtschaftsentwicklung der beiden letzten
Jahre, kann man feststellen, daß sich diese
Forderung mehr und mehr durchzusetzen
beginnt. Die Aktiengesellschaften und Ge-
sellschaften mit beschränkter Haftung sind
in dauernder Abnahme begriffen. Dafür
haben im abgelaufenen Jahr die Einzel-
firmen und offenen Handelsgesellschaften
eine beträchtliche Zunahme erfahren, aller-
dings auch die Genossenschaften. Als Ge-
samtbild ergibt sich eine kräftige Be-
lebung der Gründungstätigkeit.

Die Belebung der Gründungstätigkeit im Jahre 1934

ABKEHR VON DER KAPITALGESELLSCHAFT, RÜCKKEHR ZUR VOLLEN HAFTUNG DES UNTERNEHMERS!

